

Forscher Ritt

Seit der Uraufführung vor 23 Jahren hat die 1880 vollendete E-Dur-Sinfonie von Hans Rott (1858 bis 1884) eine erstaunliche Karriere gemacht. Derweil sind nicht weniger als zehn Aufnahmen des Werkes verzeichnet, das vielfach als „missing link“ zwischen Bruckner und Mahler bezeichnet wird. Vor allem handelt es sich mit Blick auf das Werkverzeichnis um das einzige Hauptwerk des auf ebenso fatale wie kuriose Weise aus dem psychischen Gleichgewicht geratenen und alsbald gestorbenen Komponisten. Nicht oft genug können Mahlers Worte bemüht werden, der notierte: „Was die Musik an ihm verloren hat, ist gar nicht zu ermessen: Zu solchem Fluge erhebt sich sein Genius schon in dieser Ersten Symphonie, [...] die ihn [...] zum Begründer der neuen Symphonie macht, wie ich sie verstehe.“

Entsprechend wird die Partitur in der Regel auch von Mahlers Œuvre aus gedacht und interpretiert; der innere Abstand zu Bruckner (der gerade seine Fünfte abgeschlossen hatte) ist doch zu groß, sowohl was die Brüchigkeit des Ausdrucks als auch den jugendlichen Überschwang angeht (am dem Rott dann auch scheitern sollte). Die hierin eingeschlossene, fast schon revolutionäre Attitüde kehrt Paavo Järvi nun in rigoroser Weise an die Oberfläche – am deutlichsten vielleicht im Scherzo, das bei ihm nicht nur in den Bässen laut poltert, sondern auch in den Blechbläsern schreit (dem Orchester und der Aufnahmetechnik ist hier kein Vorwurf zu machen). Andere Schichten der Partitur gehen bei solch einem Zugriff unweigerlich verloren, wie im Kopfsatz, der eigenartig vorbeirauscht, ohne dass ein weithin geatmeter melodischer Fluss zustande gekommen wäre. Järvis eilender, durchwegs unterkühlter Gestus durchzieht auch den zweiten Satz, dem explizit ein „sehr langsames“ Tempo vorgeschrieben ist. Bei den als Dreingabe angefügten, nur in Form eines Particells vorliegenden zwei Sätzen einer Suite (1877) handelt es sich um eine Studienarbeit.

Michael Kube

Musik
Klang

★★★
★★★

Rott, Sinfonie Nr. 1, Suite für Orchester; HR-Sinfonieorchester, Paavo Järvi (2010); RCA/Sony CD 886919631920 (60')

Hans Rott

Das Leben des vielversprechenden Komponisten Hans Rott endete tragisch: Nachdem er aufgrund einer Wahnvorstellung während einer Zugfahrt einen Mitreisenden mit dem Revolver bedroht hatte, wurde er in eine psychiatrische Klinik verbracht. In geistiger Umnachtung starb er 1884 im Alter von 25 Jahren an Tuberkulose.



Foto: Archiv



Mahler in Tel Aviv

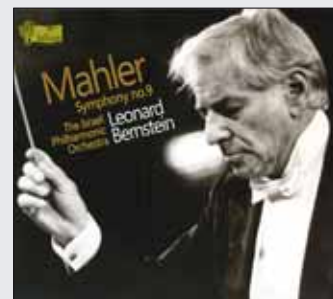
Mit schöner Regelmäßigkeit setzt das Israel Philharmonic Orchestra auf seinem eigenen Label Helicon die Herausgabe von größtenteils bisher unveröffentlichten Live-Mitschnitten aus dem Mann-Auditorium in Tel Aviv fort. Rein äußerlich imponieren dabei als ein beeindruckendes „Who's who“ schon die Namen der gastierenden Dirigenten und Solisten. In der Fülle der vorgelegten CDs, die sich freilich nicht immer auf gleich hohem interpretatorischem, technischem und akustischem Niveau befinden, schwingen von Seiten des Orchesters unüberhörbar ein wenig Selbstvergewisserung und Stolz mit.

In diesem Monat ist es ein Konzertmitschnitt vom 25. August 1985, der weit über den Freundeskreis der Philharmoniker hinaus die Aufmerksamkeit auf sich ziehen wird: Leonard Bernstein dirigiert die neunte Sinfonie von Gustav Mahler. Dennoch wird sie sich neben den vielfach wieder veröffentlichten Einspielungen aus New York (1965, Sony), Wien (1975), Berlin (1979) und Amsterdam (1985, alle Deutsche Grammophon/Universal) nur schwerlich durchsetzen können. Denn während mit den Etablierten eine überaus bemerkenswerte, wenn nicht gerade exemplarische Wegstrecke der Mahler-Interpretation zurückgelegt wurde, wird in Tel Aviv kaum die ganze Fülle der angestrebten Ausdruckstiefe erreicht. Dies liegt bei dieser überaus schwierigen Partitur weniger an der bei einem Konzertmitschnitt entscheidenden Tagesform als vielmehr an den bei der Gestaltung offenbar werdenden tonlichen wie technischen Grenzen des Orchesters. Dies gilt nicht nur für das Zusammenwirken in der von Mahler gefährlich brüchig gestalteten Faktur, sondern auch für die mitunter zu rustikal aufspielenden Blechbläser oder den Streicherklang, dem es an fiebrig bebender Intensität fehlt. Die trockene und äußerst direkte Akustik des 1957 eingeweihten Mann-Auditoriums kann da keine Hilfe bieten.

Michael Kube

Musik ★★★
Klang ★★★

Mahler, Sinfonie Nr. 9; The Israel Philharmonic Orchestra, Leonard Bernstein (1985); Helicon/HM 2 CD 7293627965620 (88')



Weitere Neuerscheinungen

Beethoven, Sinfonie Nr. 3;
Ravel, Valses nobles et sentimentales; Israel Philharmonic Orchestra, Sinopoli;
Helicon/HM CD

Penderecki, Orchesterwerke;
Warsaw Philharmonic Orchestra, Wit; Naxos CD

Martini, Orchesterwerke; Holst-Sinfonietta, Simon; Naxos CD



Kölner Doppel

Erstaunlich. Trotz der zügigen, jedoch von unnötiger Eile gänzlich freien Publikationsfrequenz bleibt bei den beiden vom Label Oehms produzierten Kölner Gesamteinspielungen der Sinfonien von Tschaikowsky und Mahler sowohl die künstlerische Qualität wie der interpretatorische Zugriff auf anhaltend hohem Niveau. Voraussetzung dafür ist die natürlich wirkende Klang- wie Spielkultur des Gürzenich-Orchesters, ebenso wie eine Aufnahmetechnik, die die angenehm räumliche Akustik der Kölner Philharmonie nicht unnötig nachreguliert. Zudem aber ist es die Umsetzung der Partituren, die anhaltend fasziniert. Unter dem GMD Markus Stenz liegt vom Mahler-Zyklus nun bereits mehr als die Hälfte vor (Nr. 1 bis 5 und die „Wunderhorn-Lieder“), und unter dem Ehrendirigenten Kitajenko ist mit vier Tschaikowsky-

Sinfonien (einschließlich „Manfred“) ebenfalls das größte Stück geschafft (es fehlen nurmehr die Sinfonien Nr. 2 bis 4).

Beeindruckend sind dabei die fast schon zyklisch geformte Konstanz sowie die innere Konsistenz, die die Projekte wechselseitig auszeichnen. Bei Kitajenko besticht vor allem die klare Konturierung der Spannungsbögen wie auch die Geschlossenheit des Klanges, bei Stenz hingegen (entsprechend den Anforderungen der Partitur) die Durchhörbarkeit der Faktur und die präzise Artikulation. Beide Wege führen auf unterschiedliche Weise zu einer faszinierend ungezwungenen, alles andere als äußerlichen Brillanz: Die Politur erscheint keinesfalls (wie in anderen Fällen) so flächendeckend aufgetragen, dass das Orchester unnahbar würde vor imposantem

Glanz. Gerade hierin liegt die eigentliche Qualität des traditionsreichen Klangkörpers und der im besten Sinne des Wortes „musizierten“ Einspielungen. Ein Glücksfall.

Michael Kube

Musik ★★★★★
Klang ★★★★★

Mahler, Sinfonie Nr. 1; Gürzenich-Orchester Köln, Markus Stenz (2011); Oehms/Naxos SACD 4260034866461 (53')

Tschaikowsky, Sinfonie Nr. 1 u. a.; Gürzenich-Orchester Köln, Dmitrij Kitajenko (2009/2011); Oehms/Naxos SACD 4260034866683 (61')



Foto: Catrin Moritz/Gürzenich-Orchester Köln



Gürzenich-Orchester Köln

Bis zurück ins 15. Jahrhundert reicht die Geschichte von Kölns städtischem Orchester. Seinen heutigen Namen verdankt der Klangkörper der langjährigen Spielstätte, dem kölnischen Festsaal Gürzenich. Zu den bedeutenden Uraufführungen gehören Brahms' Doppelkonzert, die dritte und fünfte Sinfonie von Mahler sowie die beiden Strauss'schen Tondichtungen „Don Quixote“ und „Till Eulenspiegel“.

Sportliche Transparenz

Über den Sinn dieser Koppelung mag man rätseln. Auf jeden Fall nutzt der Dirigent Jukka-Pekka Saraste die Gelegenheit, in allen drei Werken zu demonstrieren, dass für das London Philharmonic Orchestra keinerlei technische oder sonstige Hürden existieren. Zu einem solchen Zweck ist ein Werk wie Lutoslawskis Konzert für Orchester glänzend geeignet. Saraste gelingt es auch teilweise, die Brillanz der Partitur und ihre zahllosen funkelnden klangfarblichen Details imponierend aufzufächern. Aber: eben nur teilweise. Über die zurückhaltenderen Passagen der Partitur musiziert Saraste größtenteils einfach sportiv hinweg. Jener hypnotische Schluss des Kopfsatzes etwa, der so magisch und befreiend wie ein Vogelkonzert nach einem Frühlingsgewitter wirken könnte, hat sel-

ten so kursorisch und ungeduldig geklungen wie in dieser Interpretation. Dass am Ende des Finales einige Bravo-Rufer in die letzten Noten hineinschreien, macht das Ganze auch nicht besser.

In Sibelius' fünfter Sinfonie ändert sich jedoch das Bild. Zwar geht Saraste auch hier äußerst forsch zur Sache und könnte sich und seinen Musikern etwa im Mittelsatz ruhig etwas mehr Ruhe lassen. Dafür gelingt es ihm, das orchestrale Geflecht in den Ecksätzen vorbildlich aufzufächern. Ein Teil der Verantwortung dafür liegt sicherlich in den Händen der Tontechnik, die dem Streicherkörper eine Dominanz zubilligt, aufgrund derer sonst größten-

teils verschüttete wertvolle Details ans Tageslicht geholt werden. Dramatik und orchestrale Brillanz bestimmen auch in Sibelius' Tondichtung „Pohjolas Tochter“ das Bild – mit hervorragender solistischer

Arbeit der Orchestermusiker.

Thomas Schulz

Musik ★★★
Klang ★★★★★

Sibelius, Sinfonie Nr. 5, Pohjolas Tochter, **Lutoslawski**, Konzert für Orchester; London Philharmonic Orchestra, Jukka-Pekka Saraste (2008); LPO/Naxos CD 854990001574 (70')



Größtenteils feinsinnig

Bis Charles Koechlin als Komponist wirklich anerkannt wurde, dauerte es geraume Zeit; eine Koechlin-Renaissance findet eigentlich erst seit den letzten ungefähr 15 Jahren statt. Koechlins enorme Fähigkeiten als Orchestrator jedoch waren bereits zu seinen Lebzeiten geschätzt – besonders von Komponistenkollegen. Insofern ist es sinnvoll, im Rahmen des von Hänssler herausgegebenen Koechlin-Zyklus auch ein Programm zusammenzustellen, das ausschließlich aus Instrumentierungen von Fremdwerken besteht.

Die Orchesterfassungen von Debussys „Khamma“ und Faurés „Pelléas et Mélisande“ entstanden in enger Zusammenarbeit mit den Komponisten, und es sind auch diese Stücke, die den stärksten Eindruck hinterlassen. Heinz Holliger und das Stuttgarter SWR-Orchester widmen sich mit großer Finesse Koechlins feinsinniger und transparenter Orchestrierungskunst. Spaß macht auch die Bekanntheit mit Chabriers „Bourrée fantasque“, die Koechlin mit bunten, aber nie aufdringlichen Farben auskleidete. „Sur les flots lointains“ schließlich beruht auf einem Cantus firmus von



Koechlins Schülerin Catherine Urner und verbreitet somnambulen, beinahe hypnotischen Zauber. Lediglich in der Orchestrierung von Schuberts „Wandererfantasie“, entstanden für Boris Kochno und die Ballets Russes, verließ Koechlin sein ansonsten untrügliches Stilgefühl: Eine seltsam unentschiedene, zwischen Klavierkonzert und Tondichtung schwankende Angelegenheit ist das, mit keinerlei Einfühlungsvermögen in die Schubert'sche Tonsprache. Vielleicht war Schubert zur Entstehungszeit (1933) in Frankreich einfach noch nicht bekannt genug?

Thomas Schulz

Musik
Klang

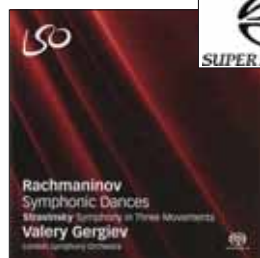
★★★★
★★★★

Koechlin, Magicien Orchestrateur; Werke von Debussy, Koechlin, Fauré, Schubert und Chabrier; Radio-Sinfonieorchester Stuttgart des SWR, Heinz Holliger (2010); Hänssler/Naxos CD 4010276025122 (77')

Zwei Hälften

Russisches Repertoire liegt Valery Gergiev immer besonders am Herzen. Nun hat er Rachmaninows „Symphonischen Tänze“ und Strawinskys dreisätzige Sinfonie aufgenommen. Mag man Gergievs letzten Veröffentlichungen unterstellen, dass vieles zwar brilliant gearbeitet war, aber einiges an Seele hat vermissen lassen, doch dieser Rachmaninow wirkt nun wie gelebte Bekenntnismusik. Das Stampfen am Beginn des ersten Tanzes, die Altsaxophon-Kantilenen im Mittelteil und anschließend die melancholischen Streicherlinien – das ist nicht nur reines Handwerk.

Das London Symphony Orchestra spielt mit pulsierendem, warmem Herzen. Schneidig-schaurig der zweite Tanz, der, im Surround-Modus abgehört, fast unheimlich wirkt, da die Instrumente wechselweise aus den Lautsprechern zu kriechen



scheinen. Im dritten Tanz legt Gergiev besonderen Wert auf das „Duell“ der Motivstränge, dem „Dies irae“ einerseits und zweier Kirchenlieder andererseits. Von solcher Klangintensität ist die Deutung der Strawinsky-Sinfonie allerdings entfernt; sie wirkt insgesamt zu bottig, zu klobig, es mangelt an Licht.

Christoph Vratz

Musik
Klang

★★★★
★★★★

Rachmaninow, Symphonische Tänze; **Strawinsky**, Symphony in Three Movements; LSO, Valery Gergiev (2009); LSO / Note 1 SACD 822231168829 (59')

Unaufdringlich

Die Tatsache, dass Béla Bartók sein letztes vollendetes Orchesterwerk für einen amerikanischen Klangkörper schrieb (das Boston Symphony Orchestra) und in diesem Werk den einzelnen Instrumenten hochvirtuose Aufgaben stellt, hat dazu geführt, dass viele Interpreten in erster Linie ein brillantes „Showstück“ präsentieren. Marin Alsop beschreitet mit dem Baltimore Symphony Orchestra einen anderen Weg: Die Wärme der einzelnen Klangfarben ist es, die hier im Vordergrund steht und eine Querverbindung zu Bartóks ungarischer Heimat aufzeigt. Zudem ist der Dirigentin hörbar daran gelegen, die Musik für sich selbst sprechen und ihre genuin kompositorischen Qualitäten auf unaufdringliche Weise die Interpretation bestimmen zu lassen. Im Finale, aber auch im „Intermezzo interotto“ ist zu spüren, dass dieser Ansatz keineswegs in einem Mangel an Verve und Temperament resultiert, und die zentrale „Elegia“ verströmt Melancholie, ohne indes die sinistren Bezirke, die sich in dieser Musik auch finden zu lassen, dem Hörer zu eröffnen.



Diesen noblen Ansatz verfolgen die Interpreten auch in der „Musik für Saiteninstrumente“, wenn gleich nicht ganz so erfolgreich. Zwar ist es Alsop hoch anzurechnen, dass sie durchweg flüssige Tempi wählt, wie sich das der Komponist gewünscht hatte. Doch ist das Orchester den zahlreichen hervorragenden ungarischen Klangkörpern, die das Stück aufgenommen haben – etwa der Ungarischen Nationalphilharmonie unter Zoltán Kocsis –, nicht ganz ebenbürtig, und der Klang lässt an Transparenz zu wünschen übrig.

Thomas Schulz

Musik
Klang

★★★★
★★★

Bartók, Konzert für Orchester, Musik für Saiteninstrumente, Schlagzeug und Celesta; Baltimore Symphony Orchestra, Marin Alsop (2009/2010); Naxos CD 74731324864 (67')

Dunkel-weiches Chalumeau

Ob man viele Orchesterwerke mit drei Chalumeaux in den verschiedenen Stimm-lagen findet, ist eher unwahrscheinlich. Christoph Graupner, der Hofkapellmeister am Darmstädter Hof zu Zeiten Bachs, hat ein solches Werk geschrieben. Mit sicherem Gespür für die klanglichen Feinheiten, die eine solche Instrumentenkombination eröffnet, hat Gunar Letzbor erneut einen interessanten musikalischen Kosmos beschriftet (nach dem mit gedeckten Trompeten operierenden schauerlich-düster klingenden Requiem des oberösterreichischen Klosterkomponisten Hochreither; FONO FORUM 7/12).

Diesmal hat er sich mit dem Spezialisten Ernst Schlader und seinen Bläser-Kompagnons zusammengetan, die diese Instrumente wie keine anderen spielen können. Zusammen mit dem prägnant-kräftigen Streicher-Ensembleklang der Ars Antiqua Austria wird hier ein Genrebild einer im 18. Jahrhundert offenbar möglich gewesen Musik gemalt. Da müssen selbst dem Auftraggeber, dem musikverliebten Landgrafen von Hessen-Darmstadt, die Ohren aufgegangen sein vor so viel Raffinesse und dann wieder scheinbarer Volkstümlichkeit, wenn es denn damals genauso natürlich wie elaboriert geklungen hat wie bei Letzbor und Co.: Der Charme des dunkel-weichen Timbres der Chalumeaux zusammen mit dem sehrenden Geigenton in „La speranza amorosa“ in der Ouvertüre F-Dur führt zwei musikalische Welten zusammen. Aber es gibt noch mehr Chalumeaux-Werke von Graupner: In der martialisch-humoristischen Ouvertüre F-Dur z. B., in der zusätzlich noch Hörner und das Fagott ihr Recht behaupten, geht es so turbulent zu, dass das Stück fast in einer barocken Kakophonie endet.

Richard Lorber

Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Graupner, Concertos, Overtures & Sonatas; Ars Antiqua Austria, Gunar Letzbor (2011); Challenge/SM CD 608917253924 (75')



Grübelnd

Heinrich Kaminski trägt das Schicksal, das viele erleiden, die viel, vielleicht zu viel wollten mit ihrer Kunst: Er wurde vergessen. Dabei hatte Kaminski zu Lebzeiten durchaus Erfolg, sein hier eingespieltes Streichquintett fis-Moll von 1916 erlebte in München eine stark beachtete Uraufführung, später beerbte er den rastlos umherziehenden Komponisten Hans Pfitzner als Kompositionsprofessor in Berlin. Nachhaltig waren diese Erfolge jedoch nicht, die Berliner Professur wurde nach drei Jahren nicht verlängert, während der Nazi Herrschaft zog sich Kaminski in die innere Emigration zurück.

Fast eine Stunde dauert sein Streichquintett, ein Riesenwerk in dieser Gattung schon allein in den zeitlichen Ausmaßen. Vielleicht trugen auch diese Dimensionen damals zur Entscheidung bei, das Werk für Streichorchester zu bearbeiten. Diese Bearbeitung ist nun auf der Aufnahme mit der Deutschen Kammerakademie



Neuss zu hören – und man beginnt zu verstehen, was Orff mit dem Begriff „Verkündigung“ gemeint hat. Tief grübelnd ist diese Musik, meditativ fließt sie voran, nur selten wird der Hörer von

Kontrasten aufgeschreckt. Das höchste Maß an Diesseitigkeit wird im dritten Satz erreicht, in dem Kaminski sich vom bayerischen Ländler inspirieren ließ. Die Neusser finden dabei einen nachdenklichen, indirekten Ton, der dem mystischen Fließen Kaminskis sensibel folgt. Eine Musik, die vom Hörer erhebliche Bereitschaft fordert, im Gegenzug aber reich beschenkt.

Clemens Haustein

Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Kaminski; Werk für Streichorchester; Deutsche Kammerakademie Neuss, Lavard Skou-Larsen (2010); CPO/JPC CD 761203757824 (54')

Daniel Behle

Auf Wunderlichs Spuren...

Daniel Behle überzeugt Musikliebhaber wie Presse mit seiner unprätentiösen Art den Partituren neue Geheimnisse zu entlocken. Nach erfolgreichen Alben mit Werken von Schubert und Schumann präsentiert der preisgekrönte Tenor seine dritte Solo-CD bei Capriccio mit seiner hochgelobten Interpretation der Strauss-Lieder.

„Jetzt habe ich mich gefreut, [...] in die Spätromantik einzutauchen und darin das der Welt Zugewandte, Aktive, Zupackende zu entdecken.“
„Bei Behle und Schnyder klingen die Strauss-Lieder einfach nur schön und anrührend.“
www.ndr.de



C5110

Demnächst im Handel:

„GENERATION“
Renate & Daniel Behle • Oliver Schnyder, Klavier
Capriccio CD C5148



Erstklassig

Nichts spricht dagegen, sich für diese jüngste Einspielung der drei bekannten Haydn-Klavierkonzerte zu entscheiden – vorausgesetzt, man legt nicht unbedingt Wert auf eine historisierende Auslegung mit einem alten Hammerflügel (-Nachbau) à la Brautigam oder Staier.

Der schweizerische Pianist Oliver Schnyder, der kürzlich erst als Schumann- und Liszt-Spieler viel kritische Zustimmung erfahren hat, fühlt sich offenbar auch in der Welt des jungen Haydn wohl. Seine Aufnahme führt die diskographische Gipfelinie dieser frühklassischen Werke (mit Gilels und Michelangeli, Entremont und Demus, Ax, Andsnes und anderen als markanten Orientierungspunkten) im Prinzip bruchlos fort.

Schnyder, 1973 geboren und zuletzt bei Leon Fleisher in die Lehre gegangen, spielt die von keiner Hintergründigkeit belastete Beweglichkeit der haydnischen Solopartien perfekt heraus. Er liefert noch die „krabbeligsten“ Passagen präzise und in klarer Gliederung ab und lässt den großen Steinway nirgends stillos virtuos aufblitzen. Ebenso bleibt die klangliche Balance mit der Academy of St Martin-in-the-Fields musterhaft gewahrt – nota bene einer Academy, die nach wie vor so unanfechtbar frisch, satt und professionell

TIPP



klingt wie am ersten Tag vor mehr als fünfzig Jahren.

Die Aufnahmetechnik scheint zu diesem betont ausgewogenen Gesamteindruck nicht unerheblich beigetragen zu haben; der Gedanke drängt sich auf, weil die akustische Perspektive in den solistischen Kadenzen immer leicht verändert wirkt. Und apropos Kadenzen: Schnyder spielt hier neue, apart Haydns Sprache ins Moderne abdriften lassende Einschübe, die er sich von einem Namensvetter und Landsmann, dem Komponisten und Saxophonisten Daniel Schnyder, eigens hat schneiden lassen.

Ingo Harden

Musik
Klang

★★★★★
★★★★

Haydn, Klavierkonzerte; Oliver Schnyder; Academy of St Martin-in-the-Fields (2011); RCA/Sony CD 887254059325 (60')



Foto: Archiv

Franz Benda

Aus einer musikalischen Familie stammend, lernte Franz Benda schon als Kind diverse Instrumente. Seine Ausbildung erhielt der 1709 in Benatek an der Iser geborene Komponist zunächst an der Jesuitenschule in Prag, von wo er allerdings im Alter von zehn Jahren nach Dresden wechselte, wo er als Kapellknabe an der Katholischen Hofkirche diente. Den Höhepunkt seiner Karriere erlebte Benda am Hofe Friedrichs des Großen, wo er als Violinist und Komponist reüssierte. Er starb 1786, im selben Jahr wie der preußische König.



Klangerschön

Anders als Canalettos berühmte Dresden-Vedute auf dem CD-Booklet suggeriert, machte der Böhme Franz Benda nicht an der Elbe Karriere, sondern am preußischen Königshof in Berlin. Über 50 Jahre, also beinahe sein ganzes Musikerleben, verbrachte er als Geiger in den Diensten Friedrichs des Großen. Er war einer der ersten Musiker, die Friedrich als Kronprinz in Rheinsberg um sich scharte, später dann brachte er es zum Konzertmeister der Hofkapelle. Als Virtuose und Pädagoge genoss Benda bei seinen Zeitgenossen einen ausgezeichneten Ruf. Vor allem sein kantabler Stil, sein schöner und voller Geigenton wurden gerühmt.

Um die 20 Solokonzerte Bendas sind erhalten, die meisten davon für sein Instrument, die Violine. Die vier Konzerte dieser CD zeigen seine stilistische Bandbreite: Stehen die älteren noch dem spätbarocken italienischen Stil eines Tartini oder Locatelli nahe, tendieren die jüngeren zum empfindsamen Idiom, das man heute vor allem durch C. Ph. E. Bach kennt. Hörenswert sind sie alle.

Einen vollen, schönen Ton kann man auch Ivan Zeman bescheinigen, der mit der vorzüglichen Prague Philharmonia eine klangsinnliche, doch differenzierte Lesart dieser Konzerte vorlegt. So vorsichtig, wie von Zeman dosiert, stört auch das nahezu permanente Vibrato nicht. Durch eine spritzige Akzentuierung und die solistische Besetzung des Orchesters arbeiten die Interpreten dem typischen Sound traditioneller Kammerorchester, der gerade bei Barockmusik schnell einschläfernd wirken kann, erfolgreich entgegen. Allein das etwas uninspiriert zirpende Continuo-Cembalo erinnert an Interpretationen der sechziger und siebziger Jahre.

Andreas Friesenhagen

Musik
Klang

★★★★
★★★★

Benda, Violinkonzerte; Ivan Zeman, Prague Philharmonia (2011/2012); Supraphon/Codex CD 099925406424 (72')

Wirkungsvoll

Baiba Skride mag in ihrer Interpretation des Strawinsky'schen Violinkonzertes weder über die atemberaubende Virtuosität von Hilary Hahn noch über den wuchtigen Impetus von David Oistrach oder den wunderbaren Lyrismus von Isaac Stern verfügen, der das Werk sogar unter der Leitung des Komponisten eingespielt hat. Doch bietet auch sie eine hinreißende Interpretation. Das liegt vor allem an ihrer kammermusikalisch-konzertanten Lesart der Partitur, die sich in jedem Moment auf den reich ausgestalteten Orchesterpart, hervorragend realisiert vom BBC National Orchestra of Wales, einlässt. Auf

diese Weise wirkt das Werk musikalisch reicher, auch perspektivenreicher, lebhafter und beschwingter, als man es gewohnt war: musikalisch-spieltechnisch eine ungemein beeindruckende Leistung!

Aber diesmal sollte vielleicht einmal nicht Strawinskys gewiss grandioses Konzert die meiste Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sondern dasjenige von Frank Martin: ein Meisterwerk ganz eigener Stimmung und Faktur von 1951, gewissermaßen das „letzte“ der großen Violinkonzerte, die seit den dreißiger Jahren komponiert wurden und zu einer unvergleichlichen Blüte der Gattung führten. Man muss sehr dankbar sein, dass Baiba Skride ihre ganze Interpretationskunst auf höchstem spieltechnischem Niveau



diesem leider vernachlässigten Werk widmet. Sie spielt es tatsächlich als eine große, sinfonisch dimensionierte Komposition voll aus, doch wird bei dieser

Einspielung ihr sinfonischer Impetus nicht ganz vom Orchester aufgegriffen und nach außen gekehrt. Hier lässt Thierry Fischer, ein ungewöhnlich sorgfältig-umsichtig gestaltender Dirigent, das Orchester weniger mit der Solistin musizieren, als dass er vielmehr „nur“ begleiten lässt – das allerdings mit einer kaum zu übertreffenden Präzision ohne Pedanterie, die auch den orchestralen Zugaben von Honegger („Pacific 231“, „Rugby“) und Strawinsky („Circus Polka“) zu prägnanter, bestechend deutlicher und plastischer Wirkung verhilft.

Giselher Schubert

Foto: Marco Borggreve/Sony



Baiba Skride

Termine

- 4.9. Luzern, KKL** (Gubaidulina)
7.9. Schwarzenberg, Hof 454
 (Schönberg, Schubert)
9.9. Schwarzenberg, Hof 454
 (Brahms, Schubert)
13./14.9. Bern, Kultur-Casino (Brahms)

Musik
Klang

★★★★
★★★★

Strawinsky, Violinkonzert, Circus Polka;
Martin, Violinkonzert; **Honegger**, Pacific 231, Rugby; Baiba Skride, BBC National Orchestra of Wales, Thierry Fischer (2011); Orfeo CD 4011790849126 (75')

Standard mit Niveau

Der aus St. Petersburg stammende, unter anderen bei Dorothy Delay an der New Yorker Juilliard School in New York ausgebildete Geiger Philippe Quint ist in den Konzertsälen des deutschen Sprachraums ein immer noch wenig bekannter Geiger. Ambitionierte Sammler werden aber seine Aufnahmen kennen, die er für Naxos einspielte, von denen besonders die Einspielung des Violinkonzertes von William Schuman Furore machte. Nun wendet sich Quint einmal dem Standardrepertoire zu und erfüllt sich damit einen „Kindheitstraum“, wie auf dem Cover zu lesen ist. Welcher Geiger möchte nicht wenigstens einmal in seiner Karriere das Violinkonzert von Mendelssohn aufnehmen oder das op. 26 von Max Bruch?

Ergänzt und sinnvoll abgerundet wird diese diskographische Standardkoppelung mit den beiden Violinromanzen von Beethoven, eine Bonus-DVD liefert Hintergründe über die

Entstehung der Aufnahme, auch Philippe Quint kommt hier zu Wort. Mit einem derart populären Repertoire setzt sich ein Geiger unweigerlich einer enormen Konkurrenz aus. Was will man auch noch sagen zu Mendelssohn und Bruch, das noch nicht gesagt wurde? Quints Spiel bewegt sich auf sehr hohem geigerischen Niveau, da sitzen jeder Lauf und jeder Doppelgriff wie selbstverständlich. Dazu kommt eine aufrichtige Musizierhaltung, aus der großer Respekt vor dem Werk spricht. Man nehme nur den langsamen Satz aus dem Bruch-Konzert – kantabel fließt er dahin, nicht zu langsam und nicht zu schnell, mit einer adäquaten Schlichtheit, die alles Kitschige ausschließt. So gerät Bruchs Musik erst gar nicht in die Wunschkonzert-Ecke. Überhaupt gibt es keine Extravaganzen oder Manierismen, mit denen Quint den Werken einen „per-



sönlichen“ Fingerabdruck aufprägen will. Hier wird einfach mit Leidenschaft Musik gemacht, tonschön und klangsinvoll, plausibel in Phrasierung und Timing. Das vom Chefdirigenten Carlos Miguel Prieto geleitete

Orquesta Sinfónica de Minería aus Mexico City, das beste Orchester des Landes, unterstützt seinen Solisten nach besten Kräften.

Norbert Hornig

Musik
Klang

★★★★
★★★★

Bruch, Violinkonzert Nr. 1; **Mendelssohn**, Violinkonzert; **Beethoven**, Violinromanzen; Philippe Quint, Orquesta Sinfónica Minería, Carlos Miguel Prieto (2011); Avanti/Codæx SACD + DVD 5414706103623 (66')